Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 24. 1896.

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Bei der Heimkehr fand Harry seine Mutter ruhig und gefaßt. Schon gleich nach seiner Abreise war sie mit sich zu Rathe gegangen und hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die Reise Harry's doch wohl zu einem Mißerfolge führen würde.

Ein Zwischenfall, den sie ihrem Sohne sofort nach seiner Ankunft erzählte, erschütterte schließlich ihre schwache Hoffnung vollends.

Der alte Graf Behrenberg, dieser eingefleischte Aristokrat, konnte sich nur schwer mit der Thatsache befreunden, daß seine Tochter in Zukunft nur Bergmann, schlechtweg Bergmann heißen sollte. Er hatte daher, gleich als die stille Verlobung stattgefunden, auf Abhilfe gesonnen und auch bereits unter seinen Freunden einen kleinstaatlichen Gesandten gefunden, der dem jungen Bergmann den Adel verschaffen wollte. Aber der Graf begriff, daß nicht er dem jungen Manne damit kommen dürfe. So hatte er sich an Charlotte gewendet — sie sollte Heinz bestimmen, daß er mit dem Diplomaten in Verhandlung träte.

„Es war mir bitter genug," berichtete Charlotte ihrem Sohne, „daß ich selbst nun meine Hand dazu bieten sollte, ihn zu uns emporzuheben. Aber ich fand keine Form, den Grafen abzuweisen. So sprach ich mit Heinz . . ."

„Nun — und was sagte mein Herr Vetter?" fragte Harry, da sie eine Pause machte.

„Er war beinahe unhöflich — er lachte mich aus!"

„Dieser Narr," knirschte Harry.

„Er nahm meine Anfrage, wie gesagt, nicht ernst," fuhr Charlotte fort. „Ich stellte ihm vor, daß er doch auch Rücksichten zu nehmen habe auf seine Braut, die den Titel einer Gräfin ablege, wenn sie ihm folge. ‚Dafür werde ich sie zu entschädigen wissen,' lachte er. ‚Und Du selbst,' drang ich in ihn, ‚möchtest denn nicht Du selbst . . .?' — ‚Ich bin Heinrich Bergmann's Sohn,' antwortete er stolz, ‚und ich bin damit zufrieden!' Da übermannte mich der Zorn — ich hab's inzwischen schon zehnmal bereut! — und ließ mich fortreißen zu einer Aeußerung, die besser ungeschehen blieb."

„Du machst mich neugierig, Mutter! Du hast ihm doch nicht etwa gesagt . . .?"

„Ich war außer mir und rief ihm zu: ‚Und wenn Du auch das nicht wärest?' Im selben Augenblick kam mir die Besinnung wieder. Hatte ich's einmal gesagt, so wollte ich auch wissen, woran ich bin. Aber er sah mich an und lachte — lachte wie Einer, dem man Schnurren erzählt. ‚Ja, meine liebe Tante, dann existirte ich eben gar nicht, und das wäre freilich besser für Dich und für Harry! Aber ich meine, ihr werdet mir deshalb nicht abstreiten wollen, daß ich bin!' Und er reichte mir, wiederum lachend, seine Hand. Du siehst, er selbst hat sicher keine Ahnung!"

Flucht und Verfolgung. Nach einem Gemälde von M. Lebling. (S. 188)

„Schon möglich," versetzte Harry finster, „aber das beweist noch nicht . . ."

„Es beweist," unterbrach sie ihn eindring-

lich, „daß wir sehr, sehr vorsichtig sein müssen!"

„Zum Henker mit Deiner Vorsicht," fuhr Harry wüthend auf.

Sie gab sich aufrichtige Mühe, ihn zu besänftigen.

„Sieh', mein lieber Harry," sagte sie ihm, „ich habe im ersten Augenblick ja auch geglaubt, daß wir durch Deine Reise irgend etwas erreichen könnten; andererseits aber mußte ich gestehen, daß jeder etwa gegen Heinz unternommene und mißglückte Versuch unsere Lage nur noch verschlimmern müßte; und so drängte sich mir immer deutlicher die Nothwendigkeit auf, von allen gewagten Vorstößen gegen ihn abzusehen, vielmehr Dich zu bitten, Du mögest ein Einsehen haben, mögest Dich in die nun einmal geschaffenen und leider unabänderlichen Verhältnisse fügen, mögest ihm die Hand bieten."

Harry kam ihr mit keinem Wort entgegen. Stumm und finster saß er da; seine Gedanken weilten offenbar anderwärts. Aber die Mutter ließ sich nicht beirren, sie kannte ihren hochfahrenden, kaltherzigen Sohn genau; man mußte ihm die Dinge in einer Form vorführen, die vor Allem seinen Stolz nicht verletzte.

„Mir ist da eine Idee gekommen," begann sie von Neuem, „die Dir vielleicht durchaus einleuchten wird. Wie wäre es denn, mein guter Harry, wenn ich Deinen Vetter zu bestimmen suchte, daß er Dir das Gut Rothhausen verpachtete?"

Diesmal blickte Harry auf. Die Baronin fuhr fort: „Du mußt zugeben, daß bei seiner noblen Gesinnung nicht zu fürchten ist, er werde Dich mit harten Bedingungen bedrücken, im Gegentheil, er wird Dir's so leicht wie irgend möglich machen. Und da er selbst wohl gar nicht daran denkt, das Gut zu bewirthschaften, und da andererseits Dein Verbleiben im Offizierstande bei der Abhängigkeit, in der Du Dich befindest, kaum denkbar erscheint" — die Baronin sah nicht, wie Harry zornig zusammenfuhr — „so meine ich, das wäre die beste Lösung."

Es entstand eine Pause. Ja freilich, dieser Ausweg ließ sich hören. Wenn es der Mutter möglich wurde, Heinz so weit zu bringen, daß er ihm, Harry, die Pachtung anbot, dann vielleicht mochte die Sache gehen; und eben war er bereit, seine Zustimmung mit diesem Vorbehalt zu äußern, als die Mutter ergänzend bemerkte: „Nur das Eine, mein lieber Sohn, müßtest Du Dir gefallen lassen: daß er im Sommer einmal mit seiner Frau nach Rothhausen käme."

„Mit seiner Frau?" flammte Harry auf.

„Trage es wie ein Mann, mein lieber, guter Harry," versetzte die Baronin und fügte zögernd hinzu: „Heinz ist mit Hilda verlobt."

Harry starrte bleich und finster zu Boden. Was ihm seine Mutter da so schonend mittheilte, o! er hatte es ja unabwendbar kommen sehen; er war sich vollkommen klar darüber geworden, daß er Hilda mit seiner Hand nichts zu bieten vermochte, als eine Art von Bettelexistenz. Dennoch übermannte ihn jetzt ein maßloser Wuthanfall.

„Er hat sich selbst sein Todesurtheil gesprochen!" knirschte er. „Er soll sie nicht haben."

Charlotte fiel ihm außer sich vor Schrecken in die Rede.

„Um des Himmels willen, Harry, Du wirst uns noch in's Unglück stürzen! Ich werde Heinz warnen — Du bringst es noch so weit! Ich werde mich mit ihm verbünden! Ich sehe mit Entsetzen, wohin Du Dich fortreißen läßt."

„Sei ruhig, Mutter," grollte Harry, „ein Rothhausen endet nicht auf dem Schaffot. Verlaß Dich darauf, ich werde es ritterlich machen — habe übrigens längst meinen Plan! Herr Doktor Heinz Bergmann ist ja Korpsstudent gewesen, er wird ja noch ein Fünkchen Ehrgefühl im Leibe haben, und schießen wird er ja zur Noth auch können, wie?"

„Nein, nein! Das kann er nicht," rief die geängstigte Mutter. „Pistolenschießen, meinte er immer, sei nur für Raufbolde und Artisten. Gebildete Männer hätten Besseres zu thun."

Aber das Alles machte keinen Eindruck auf Harry.

„Er kann es nicht; gut! so wird er es lernen. Verlaß Dich darauf, er lernt es, und wenn ich es sein sollte, der ihm die erste Lektion darin ertheilt."

Alles Flehen der Mutter, sich zu beruhigen, prallte an dem seit Jahren aufgestapelten giftigen Groll ab, dessen Harry nicht mehr Meister werden konnte. Und es war doch hier im Hause, wo jeden Augenblick ein Unberufener sie hören konnte, doppelt nöthig, vorsichtig zu sein.

Und wirklich, gerade jetzt trat Peter ein. Eine fremde Dame sei da und dringe darauf, Herrn Doktor Bergmann zu sprechen. Sie wünsche zu wissen, wo er sei, wann er käme, wann sie ihn sicher treffen könnte.

„Diese infamen Bettler," keifte Charlotte, „ich will der Person heimleuchten!" und sie eilte hinaus, froh, eine Ableitung gefunden zu haben für die Erregung, in welche ihr leidenschaftlicher Sohn auch sie mit versetzt hatte. Doch sie sollte draußen alsbald gewahr werden, daß sie sich geirrt hatte. Einen Augenblick später führte sie eine stattliche Dame mit aller Höflichkeit in's Zimmer.

„Hier mein Sohn," sagte sie auf Harry deutend. „Der Vetter des Doktors — ich bin die Schwester seines Vaters — Sie können vielleicht uns . . .?"

„Sie sind zu gütig," versetzte die Dame leise lächelnd, „aber die Angelegenheit ist ganz privater Natur, ich kann sie nur mit Herrn Doktor Bergmann persönlich ausmachen."

Sie fragte noch leichthin, wann sie den Doktor vermuthlich antreffen könnte, dann ging sie, ihre Karte zurücklassend.

Charlotte und Harry sahen einander eine Weile stumm an, als sie wieder allein waren; dann schrien sie wie aus einem Munde: „Diese Aehnlichkeit!"

Und sie verstummten wieder . . .

Wirklich, die Aehnlichkeit zwischen Heinz und der Dame war auffallend.

Er hatte dieselben dunklen, schwärmerischen, dicht aneinander gerückten Augen, dieselben starken, aber schön geschwungenen Brauen — er hatte diesen feinen, ein wenig weichlichen Mund — es war geradezu überraschend.

Charlotte nahm die Karte zur Hand und las: „Frau Leonore Galetta."

„Es scheint die Mutter jener Schauspielerin zu sein, die neulich in dem Festspiel debütirte," sagte die Baronin, „sie fiel allgemein auf, und Heinz verkehrt auch dort . . ."

Wie von einem Windhauche waren Charlottens Versöhnungspläne weggeblasen. Wenn man doch noch eine Spur fände — wenn ihr Harry doch noch auf Rothhausen als Herr einzöge!

Und Harry, der ihren verschwiegenen Gedanken gefolgt war, fand jetzt den Muth, das entscheidende Wort auszusprechen.

„Sie ist seine Mutter," rief er, „ich zweifle nicht daran!"

11.

Frau v. Marlow war mit ihrem Besuche im Hause des Kommerzienraths Bergmann sehr zufrieden gewesen. Der und Jener, den sie längst auf dem Korn hatte, war ihr zugeführt, vorgestellt worden; die Sache hatte sich gelohnt, hatte sie in ihrem Rufe befestigt. Sie beschloß, derlei öfter zu wagen, denn im Grunde konnte man ihr ja wirklich nichts nachsagen.

Allerdings, sie lebte getrennt von ihrem Gatten, einem Bankier in Bukarest — so wenigstens erzählte sie — aber derlei kommt ja alltäglich vor. Ihren Haushalt bestritt sie von den Alimenten, zu deren Zahlung ihr Mann verurtheilt worden war; da er sehr reich war, konnte sie dementsprechend leben. Sie empfing Herrengesellschaft, aber sie war ja schließlich eine verheirathete Frau, die überdies noch immer eine Art Dueña um sich hatte. Niemand konnte behaupten, daß sie irgend einen der Herren zu sehr begünstigte, oder gar, daß sie sich ernstlich etwas vergab. Es mochte ja auffallen, daß sie so viel mit Harry v. Rothhausen verkehrte; wer aber die Beiden zusammen sah, konnte leicht erkennen, daß sie kein Liebespaar waren. Harry begegnete ihr, so weit Andere das beobachten konnten, mit der respektvollen Verehrung, die man einer Dame in ihren Jahren auch vor den Augen des Gatten bezeugen darf. Und nun hatte er ihr sogar den jungen Behrenberg zugeführt, den sie besonders auszeichnete, den sie scherzend ihren Pagen nannte. Wenn sich Harry diesen ausgewachsenen Pagen gefallen ließ, so konnte man ihn selbst wohl kaum für einen ernsten Anbeter nehmen. Andererseits konnte Graf Ottbert v. Behrenberg mit seinen zwanzig Jahren und seiner mageren Offiziersgage — von der auch noch das Pferd mitfraß, wie Frau v. Marlow meinte — für sie unmöglich mehr als ein harmloser Zeitvertreib sein. Im Grunde war also nichts gegen sie einzuwenden.

Auffällig genug hatte sie sich freilich in der Residenz eingeführt. An einem schönen Spätsommertage, in der Korsostunde, erschien auf dem Reitwege der Parkpromenade eine Dame, die ebenso sehr durch ihr elegantes Reitkostüm die Aufmerksamkeit auf sich zog, wie durch das herrliche Thier, welches sie ritt. Und wie saß sie zu Pferde, wie sprengte sie daher — alle Welt blieb stehen und starrte ihr nach, ihr und dem farbigen Reitknecht, der in angemessener Entfernung folgte. Auch das Pferd des Dieners war von ungewöhnlicher Schönheit. Wiederholt sah man sie dann, immer in anderer, schönerer Toilette, das eine Mal mit zwei Pferden, welche die ersten an Werth und Schönheit übertrafen. Natürlich wußte Fama sehr bald, daß die kühne, elegante Reiterin eine russische Großfürstin sei, die offenbar nur inkognito hier sich aufhielt und den Namen v. Marlow, den man bald festgestellt hatte, lediglich führte, um nicht behelligt zu werden. In Offizierskreisen aber, die sich lebhaft für die Amazone und noch mehr für ihre herrlichen Pferde interessirten, erfuhr man bald einiges Nähere. Mit dem Namen hatte es offenbar seine Richtigkeit; die Dame war in aller Form bei der Polizei gemeldet, hatte eine eigene, zwar kleine, aber sehr luxuriös ausgestattete Wohnung bezogen, schien jedoch mit Rußland keine Verbindungen zu haben. Noch Genaueres stellte dann ein reicher Sportsman fest. Er hatte bei der Dame anfragen lassen, ob sie den prächtigen Goldfuchs, den sie jüngst geritten, verkaufen wolle. Und sie zeigte sich nicht abgeneigt, das Thier für einen allerdings ganz enormen Preis abzugeben. Andere Liebhaber folgten dem Beispiel, und Frau v. Marlow machte bald gar keine Schwierigkeiten mehr; sie verkaufte theuer, aber nicht ungern, und bekam stets wieder neue, begehrenswerthe Pferde, die ihr durch irgend einen tief unten in Ungarn hausenden Vermittler zugingen.

Da Frau v. Marlow ferner eine eifrige und offenbar sehr unterrichtete Besucherin des Rennplatzes war, da sie nicht ohne Geist, augenscheinlich gut situirt, noch nicht alt und durchaus „chic" war, fand sich sehr bald ein Verehrerkreis, dem übrigens ihre gründliche Kenntniß auf dem Gebiete des Rennwesens nicht wenig zu Statten kam. Sie kannte alle Pferde, die hier in Frage kamen, auch die ausländischen,

und ganz ausgezeichnet verstand sie sich auf die Abschätzung der Chancen bei Rennen. So schaarte sich sehr bald die Sportwelt um sie.

Man drängte sich in ihren Salon; Offiziere, Aristokraten, Lebemänner aus der Finanzwelt. Spät in der Nacht gestattete die Gnädige ein kleines „Jeu“, an welchem sie sich übrigens nicht betheiligte. Natürlich revanchirte man sich für die Gastfreundschaft, die man in ihrem Hause genoß; aber das geschah doch in delikatester Form. Anfangs durch Blumen und ähnliche Artigkeiten, später erbat man sich die Erlaubniß, eine neue Sektsendung bei ihr probiren zu dürfen, versorgte den Tisch mit Wildpret — ja, ein glücklicher Gewinner hatte es eines Abends gewagt, ihre eine kostbare Robe zu „stiften“, was sie huldvollst gestattete. . . .

Harry v. Rothhausen, den sie zuerst für einen gut situirten Kavalier halten mußte — hatte er doch vorzügliche Beziehungen sowohl in den Kreisen seiner Kameraden, wie, durch den Onkel Bergmann, in der vornehmeren Geschäftswelt — war ihr durchaus willkommen gewesen. Auch als sie sehr schnell durchschaut hatte, daß Harry mit leeren Taschen kam, daß es ihm lediglich darum zu thun war, zu gewinnen, änderte sie ihr liebenswürdiges Verhalten ihm gegenüber nicht. Im Gegentheil, sie räumte ihm eine Vorzugsstellung ein. Und er erwies sich dankbar. Er erklärte sich für einen begeisterten Freund der Frau v. Marlow, lobte ihren Salon, ihre pikante Unterhaltung, ritt und fuhr ihre Pferde — er war ein ausgezeichneter Reiter — und auf seine freundliche Verwendung hatte schon mancher Pferdeliebhaber die Dame des Hauses bereit gefunden, mit ihm wegen dieses oder jenes Rosses in Verhandlung zu treten.

Er spielte mäßig, mit großer Vorsicht. Aber er schloß große Wetten am Rennplatz ab und gewann immer. Seit seiner Freundschaft mit Frau v. Marlow hatten sich seine Verhältnisse sichtlich gebessert. Er lebte wieder „standesgemäß“, konnte wieder den Schneider bezahlen, ohne seiner Mutter lästig fallen zu müssen, konnte auch sonst mehr „mitthun“ mit den Kameraden, als je zuvor. Kein Wunder also, daß er für Frau v. Marlow begeistert war.

Allerdings, wer einmal Gelegenheit gehabt hätte, die Beiden zu belauschen, wenn sie miteinander allein waren, wäre wohl sehr erstaunt darüber gewesen, wie Harry's galante Ekstase einer höflichen, aber kühlen Haltung Platz machte. Sie verkehrten dann miteinander wie Compagnons, wie solche freilich, von denen nur Einer Geld hat, aber trotzdem den Anderen nicht gut entbehren kann.

Frau v. Marlow nahm den Rennkalender zur Hand, studirte ihn sorgsam und ertheilte darauf Harry ihre „Rathschläge“ — man hätte auch sagen können: ihre Weisungen. Sie hatte vorzügliche Verbindungen mit gewissen Persönlichkeiten der österreichischen Sportwelt; ganz besonders über die Fähigkeiten einiger Jockeys war sie ausgezeichnet unterrichtet. Und sie irrte sich selten. Vor einem großen Rennen fanden eingehende Berathungen zwischen ihr und Harry statt. Bisweilen hielt man es für gerathen, durch Harry eine *falsche* Propaganda für ein gewisses Pferd in's Werk setzen zu lassen. Da wurde denn in ihrem Salon mit unfehlbarer Sicherheit von dem bevorstehenden Siege „Mirza's“ gesprochen, und es währte nicht lange, so wurden beträchtliche Wetten auf „Mirza“ geschlossen, auch Unsummen beim Totalisator gesetzt. Zum Schein that Harry mit einem kleinen Betrage desgleichen. Daneben aber wagte er auf den „Rath“ der Frau v. Marlow — natürlich auch für ihre Rechnung — den höchsten Satz auf ein gewisses zweites Pferd und — sonderbar — dieses zweite Pferd gewann — zum Staunen aller Betheiligten. Da fielen denn erkleckliche Summen in die Hand seiner Freundin. Ging die Sache freilich einmal schief, was selten genug vorkam, so war neben dem Einsatz der Frau v. Marlow allerdings auch der verloren, den Harry für sich gesetzt hatte — aus ihrer Rennkasse. Sie konnte diese, wie gesagt, sehr seltenen Verluste leicht und lächelnd ertragen. Harry wußte das wieder wett zu machen, indem er für den Spielsalon die Besitzer wohlgefüllter Brieftaschen heranzog.

Ob er ihr ganz und gar in die Karten zu sehen vermochte, war schwer zu sagen. Manches in ihrem Thun blieb auch ihm räthselhaft. So hatte sie zum Beispiel jedesmal früher als irgendwer Kenntniß davon, wer dies oder jenes Pferd reiten würde. Ohne scheinbar direkt mit den Jockeys zu verkehren, konnte sie doch nicht ohne Berechtigung behaupten, den Sieg in so manchem Rennen zu „reguliren“.

Das Geschäft entwickelte sich zusehends, es wurde glänzend; und Harry, der daran Theil nahm, stellte sich ganz ahnungslos. Ja, als einmal im Salon ein Wiener Turfskandal besprochen wurde — einzelne Jockeys hatten sich bestechen lassen — that er sehr entrüstet darüber.

Frau v. Marlow hatte also allen Grund, zufrieden mit ihm zu sein; sie hätte sich keinen gelehrigeren Freund und Helfershelfer wünschen können.

Auch den jungen Grafen Ottbert hatte Harry eines Tages in den Salon der Frau v. Marlow geschleppt. Die fast vierzig Jahre zählende Dame, die aber in Abendbeleuchtung brillant aussah, die sich excentrisch, aber nicht minder kokett und geschmackvoll kleidete, die von einer Schaar jüngerer und älterer Männer aus der besseren Gesellschaft umschwärmt war, erschien dem kaum dem Knabenalter entwachsenen Offizier wie eine Königin. Ihm imponirte die freundliche Herablassung, mit der sie ihn empfing. Ihre kühle Haltung erschien ihm wie keuscher Stolz, ein freundliches Lächeln wie huldvolle Hoheit — kurz, er verliebte sich wahnsinnig in die „Königin“.

Als sie aber den Eindruck gewahrte, den sie bei dem jungen Grafen hervorgerufen, war sie außer sich vor Entzücken. Diese Eroberung beglückte sie als Weib und schmeichelte ihr zugleich; überdies erhöhte sie ihren gesellschaftlichen Erfolg. Sie ging denn auch gleich planmäßig vor, um diesen Triumph zu vollenden. Sie ließ neue jugendliche Toiletten ohne Ansehung der Kosten von Paris und Wien kommen, und sie erprobte neue Kosmetika, die sie in einem besonders zu diesem Zweck verdunkelten und dann elektrisch erleuchteten Salon anwandte. Sie entwarf förmlich einen Plan, um den jungen Mann völlig zu bezaubern. Für ihn legte sie sich einen eigenen Ton zurecht, sprach anders zu ihm als zu Anderen, sah ihn anders an — mit einem weichen, lächelnden Blick, der ihm siedend heiß machte.

Gelegentlich ließ sie hier und da einmal eine leise Anspielung auf ihre Vergangenheit fallen; und das klang so wehmüthig, daß Ottbert fast hinschmolz vor Rührung.

Er war geradezu überglücklich, als er sie eines Tages allein antraf. Natürlich hielt er das für einen günstigen Zufall. Heute sah sie entzückender aus, als jemals.

Sie erzählte ihm jetzt zögernd und anscheinend erst nach und nach volles Vertrauen fassend von ihrem Leben. Ein armes, schönes Mädchen war sie gewesen — man hatte sie einem reichen, alten Lebemann verkauft, dem sie vermählt wurde, dem sie ihre Jugend und Schönheit opferte. Ach, die schönsten Jahre ihres Lebens hatte sie dem Verhaßten widmen müssen, bis ihr eines Tages die Augen aufgingen über gewisse, gar nicht anzudeutende Schändlichkeiten dieses Abscheulichen. „Ich will Ihr junges Gemüth nicht mit Einzelheiten vergiften — genug, die Gerichte griffen ein, um mich aus diesen unwürdigen Banden zu befreien.“ Ein Glück dabei war, daß er ein reicher Mann, daß er sie standesgemäß versorgen mußte. Und jetzt — jetzt genoß sie noch das Leben, um dessen erste Hälfte sie betrogen worden war. Ja, man sprach ihr vielleicht Böses nach, weil sie den Schein nicht mied. Sie war eben keine Heuchlerin! Aber wer konnte es ihr verübeln, daß sie in lauten Zerstreuungen ihr verfehltes Leben zu vergessen, daß sie alle die bösen Erinnerungen zu betäuben suchte, die ihr die Vergangenheit aufgezwungen? „Denn verfehlt ist das Dasein und traurig die Vergangenheit eines Weibes, das nicht geliebt wird!“

Ottbert hatte mit tiefinniger Rührung zugehört. Er war eigentlich gar nicht romantisch veranlagt, aber noch so jung, so sehr jung — die ganze Geschichte ging ihm furchtbar zu Herzen. Und plötzlich überkam den bisher so zurückhaltenden, so bescheidenen Jüngling die ganze „Schneidigkeit“ seines Standes — er wagte eine Erklärung.

Ja, sie wurde geliebt, treu und ehrlich, mit der ganzen, heißen Hingebung einer ersten Liebe! Ach, und er verlangte nichts weiter, als die Erlaubniß, sie anbeten zu dürfen. Und das strömte so beredt von diesen frischen Lippen, das ganze entflammte Herz sprach aus diesen Worten, so hatte man noch nie zu ihr gesprochen! Es ging auch ihr ganz sonderbar in's Innere — diese grundverderbte Frau war gerührt.

„Sie sind ein Kind, Ottbert,“ sagte sie weich, „ich bin nicht mehr jung genug für Sie,“ und in einen leichteren Ton übergehend, fügte sie hinzu: „das erste beste Backfischchen kann Sie mir entreißen!“

Aber er betheuerte, daß junge Mädchen ihm nicht gefielen; sie ständen immer hinter seiner Schwester zurück. Er würde nie aufhören, sie zu lieben, und so lange würde sie auch jung und schön bleiben, wenigstens für ihn. Er wollte sie für Alles entschädigen, was ihr die blinde Schicksalsgöttin bisher verweigert habe. Und wenn sie Geduld haben wollte, bis er mindestens Premierlieutenant wäre, dann dürfte man auch an eine Ehe denken.

Sie lächelte jetzt über ihn, aber sie „erlaubte“ dem Glücklichen, sie zu lieben.

Von nun ab folgte er ihr wie ein Schatten. Auf der Promenade, im Theater, am Rennplatz sah man ihn an ihrer Seite oder in ihrer Nähe. Er begann sich jetzt zu „trainiren“, um bei nächstem Anlaß eines ihrer Pferde — in ihren Farben! — zum Siege zu führen.

Das war nun ein sensationeller Erfolg für Frau v. Marlow. Wenn noch etwas gefehlt hätte, sie zu der interessantesten Erscheinung der „Saison“ zu machen, so war es die Eroberung dieses Grafensohnes, von dem doch alle Welt wußte, daß er mit leeren Händen zu ihr kam, und den man wiederum genau genug kannte, um ihm auch nur entfernt eine Nebenabsicht zuzutrauen. Sie hatte diesen deutschen Recken eingefangen wie der Falke, der in stolzem Fluge eine Taube ergattert.

Hilda, der das Alles nicht einen Tag lang verborgen bleiben konnte, war zu Tode erschrocken darüber. Ottbert war so jung und unerfahren! Und in jenem Hause — das wußte sie nun schon — war eine Spielhölle. Zwar, Ottbert bestritt das auf's Lebhafteste, und er konnte das mit bestem Gewissen, denn Frau v. Marlow wußte ihn zu entfernen, wenn gespielt wurde. Er konnte ja nichts verlieren, hatte ja nichts.

Hilda's klarer, durchdringender Blick erkannte trotz der Versicherungen Ottbert's, daß er in Gefahr schwebte.

In der That hatte Frau v. Marlow einen Plan mit ihrem „Pagen". Sie hatte ihn reiten sehen, diesen kraftsprühenden, sehnigen Jüngling, der zu Pferde saß wie angeschmiedet, der mit einem einzigen Schenkeldruck das ungeberdigste Pferd meisterte — mit einem solchen Reiter mußte man gelegentlich einmal einen Hauptcoup wagen. Sie war übrigens schon längst zu der Erkenntniß gekommen, es sei schade, sehr schade, daß Ottbert nicht zehn Jahre älter war — und nicht ein paar lumpige hunderttausend Mark besaß. O, dann hätte sie wahr gemacht, was jetzt im Wesentlichen raffinirte Erfindung war, dann hätte sie Mittel gefunden, von Jenem loszukommen, der sie hierher geschickt hatte, damit sie seine Pferde zu den höchsten Preisen an den Mann bringe, jenem Lumpen, dessen Namen sie trug und der sich — von ihrem Gelde! — weit unten in Ungarn einen Zuchtstall angelegt hatte, zu dessen Agentin er seine noch immer schöne Frau gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Flucht und Verfolgung.

(Mit Bild auf Seite 185.)

Das harmlose Stillleben der Kaninchenmutter mit ihren Sprößlingen auf unserem Bilde S. 185 (nach einem hübschen Gemälde von M. Lebling) wird durch das plötzliche Eindringen wilder Störenfriede in den als Wochenstube dienenden Stall unliebsam unterbrochen. Drei junge Hunde sind es, die auf die langohrige Gesellschaft losstürmen, und vor denen die Kaninchenmutter mit ihrer Nachkommenschaft in banger Furcht schleunigst die Flucht ergreift. Die Hunde machen sich sofort zur Verfolgung auf, aber offenbar durchaus nicht, um den Kaninchen etwas zu Leide zu thun. Sie möchten vielmehr nur mit den ihnen bis jetzt unbekannt gewesenen Fremdlingen spielen und äußern das nach Art junger Hunde freilich etwas täppisch und tölpelhaft.

Das Hauptgebäude der Gewerbeausstellung in Berlin.

(Mit nebenstehendem Bild.)

Am 1. Mai ist die Berliner Gewerbeausstellung im Park von Treptow, am äußersten Ende des Ostens der Reichshauptstadt, eröffnet worden. Sie nimmt mit ihren Nebenabtheilungen eine Million Quadratmeter Raum in Anspruch, aber ihren eigentlichen Mittelpunkt bildet das nebenstehend dargestellte mächtige Hauptgebäude, das eine Grundfläche von 53,000 Quadratmeter bedeckt und durchweg aus Eisenkonstruktion mit Drahtwandbekleidung hergestellt ist. Dieser Industriepalast gliedert sich in ein Lang- und ein Querschiff, mit einer 50 Meter hohen, mit Aluminium gedeckten Kuppel über der Vierung. Letztere flankiren zwei 60 Meter hohe Thürme, deren Dächer ebenfalls mit Aluminiumplatten eingedeckt sind. Der Mittelbau ist 220 Meter lang; von seinem Haupteingange zieht sich bogenförmig nach rechts und links eine Wandelhalle mit hübschen Eingangsportalen an ihren Enden. Von der Wandelhalle gelangt man in die etwas tiefer liegende Mittelhalle, längs der sich je 13 Seitenhallen von je 45 Meter Länge und 15 Meter Breite hinziehen. Von der Mittelhalle führen zwei größere Seitenhallen (je 95 Meter lang und 25 Meter breit) zu zwei großen, quadratförmigen Umbauten. Das Hauptgebäude nimmt über 3000 Aussteller auf.

Das Hauptgebäude der Gewerbeausstellung in Berlin.

Die Gottesanbeterin.

Erzählung von **Theo Seelmann.**

1. (Nachdruck verboten.)

Paris stand unter der Schreckensherrschaft der ersten Revolution. Der Wohlfahrtsausschuß mit Robespierre an der Spitze waltete seines furchtbaren Amtes, und das Fallbeil der Guillotine sauste ohne Unterlaß herab auf die Häupter von Angehörigen aller Stände. Ein unüberlegt geäußertes Wort, die geringste Verdächtigung genügte, um die Angeschuldigten vor den Gerichtshof zu führen und die Verurtheilung zum Tode war ausnahmslos das Schicksal der Angeklagten, denen in den seltensten Fällen eine Vertheidigung gestattet wurde.

Von der gewaltigen Bewegung, die damals alle Schichten des französischen Volkes ergriffen hatte, schien indeß ein junger Mann nicht im Geringsten berührt zu werden, der an einem Augustnachmittag des Jahres 1793 eifrig studirend vor dem mit Büchern bedeckten Tische seines Arbeitszimmers saß. Er las in einem umfangreichen Werke, indem er von Zeit zu Zeit eine auf einer Nadel aufgespießte Heuschrecke betrachtete.

„Nun kenne ich sie alle von dieser Ordnung," murmelte er, „nur die eine Art fehlt mir noch, die Mantis religiosa. Aber auch sie muß ich mir noch verschaffen. In der Gironde ist ihre Heimath, und wenn es nicht anders möglich ist, muß ich mich selbst aufmachen, um sie aufzufinden."

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thür, und herein trat mit allen Zeichen außergewöhnlicher Aufregung ein älterer Herr, der unverkennbar dem Gelehrtenstand angehörte.

„Pierre," sagte er hastig, „ich bringe Dir eine unangenehme Nachricht. Du mußt heute noch Paris verlassen. Du bist bei dem Wohlfahrtsausschuß wegen königsgetreuer Gesinnung angeklagt."

„Ich?" fuhr der junge Mann auf. „Ich habe zwar nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Hinrichtung des Königs nicht billige, aber ich habe diese Ansicht immer nur in vertrautestem Kreise geäußert, und Du selbst, als mein ehemaliger Lehrer und jetziger Freund weißt, daß ich mich grundsätzlich nie mit Politik abgegeben habe."

„Du kennst das gerichtliche Verfahren, wie es bei dem Wohlfahrtsausschuß beliebt ist," versetzte der Gelehrte. „Ich brauche Dir nicht erst noch zu sagen, daß, auch wenn Du Dich vollständig unschuldig fühlst, jede Vertheidigung unnütz ist. Nur die Flucht kann Dich retten."

„Aber um des Himmels willen, so erkläre mir doch dieses Verhängniß."

„Ich kann Dir keine weitere Erklärung geben, als daß die Anklage von George Darrière ausgegangen ist."

„Von Darrière? Er sollte . . .? Du meinst also, weil ihn meine Braut verschmäht hat, will er sich auf diese Weise an mir rächen?"

„Sicherlich. Ihr habt euch Beide um Gabriele Calonne beworben. Du warst der Glückliche, den das Mädchen vorzog. Was liegt da näher, als daß er Dich jetzt verdächtigt, um an Dir und Deiner Braut für seine Abweisung Rache zu nehmen?"

„Nun gut. So werde ich der Anklage muthig Stand halten. Ich will doch sehen, ob nicht die Unschuld zu ihrem Rechte kommt."

„Das hieße den Kopf selbst unter das Fallbeil legen. George Darrière und seine Helfershelfer werden gegen Dich auftreten, sie werden gegen Dich zeugen und kaum, daß Du einem Verhör unterworfen werden wirst, wird das Urtheil gegen Dich gefällt werden. Deine einzige Rettung beruht auf schneller Flucht."

Pierre Latreille senkte das Haupt auf die Brust. Er sah ein, daß der erfahrene Freund Recht hatte. In kurzer Zeit hatte er das Unentbehrlichste zusammengepackt und verließ mit seinem bejahrten Freunde François Moreau das Haus, um von seiner Braut Abschied zu nehmen.

Die beiden Männer brauchten keinen langen Weg zurückzulegen, bis sie die Wohnung der Demoiselle Calonne und ihrer Mutter erreicht hatten. Bald standen sie in dem behaglich eingerichteten Salon vor den zu Tode erschrockenen Damen, denen wenige Worte zur Erklärung genügt hatten. Auch sie riethen zu eiliger Flucht.

„Aber wohin soll Pierre fliehen?" fragte Frau Calonne, während ihre Tochter Gabriele weinend den Geliebten umschlungen hielt.

„Ich halte eine von unseren in der Nähe der See gelegenen Provinzen für den besten Zufluchtsort," antwortete der alte Herr. „Dort vermag sich Pierre für längere Zeit unbeobachtet aufzuhalten. Werden aber die Nachforschungen besorgnißerregend, dann steht die Ueberfahrt nach England oder Spanien als letztes Mittel immer noch offen."

„Gut, so werde ich nach der Gironde gehen," erklärte Pierre.

„Und warum gerade dorthin?"

„Weil ich dort etwas finden kann, was ich seit lange suche."

„Und das wäre?"

„Die Mantis religiosa, die Gottesanbeterin."

„Die Gottesanbeterin?" fragte Frau Calonne verwundert. „Was ist das?"

„Eine Fangheuschrecke aus der Ordnung der Geradflügler, die wegen der eigenthümlichen Stellung ihrer Vorderbeine im Volksmund die Gottesanbeterin heißt. In den Wäldern und auf den Wiesen der Gironde ist dieses seltene Insekt, wie ich aus meinen Büchern weiß, anzutreffen. Und deshalb werde ich mich nach dieser Landschaft flüchten. Weiche ich dem eisernen Zwang, der mich aus eurer Nähe verbannt, so wird es mir kein geringer Trost sein, die Zeit der Trennung wenigstens für meine Studien benutzen zu können."

Ein kurzer und schmerzlicher Abschied. Schon hielt der Wagen vor der Thür, der Pierre Latreille aus der Stadt bringen sollte. Noch ein letzter Kuß, ein letzter Händedruck — dann eilte Pierre die Treppe hinunter, sprang in den Wagen, der Schlag fiel zu, und das Gefährt rollte von dannen.

Oben, an einem Fenster des ersten Stocks, stand Gabriele. Als sie den Wagen davon rasseln hörte, öffnete sie den Flügel und bog sich heraus. Ihre Augen brannten heiß, und ihre Lippen zuckten und leise flüsterte ihr Mund: „Leb' wohl, mein Pierre, leb' wohl!"

Die Kutsche fuhr um die Ecke der Straße, und das Mädchen schwankte von dem Fenster hinweg in den Hintergrund des Zimmers.

Gabriele war kaum zurückgetreten, als sich aus dem Schatten des gegenüberliegenden Hauses eine dunkle Gestalt loslöste. Es war ein junger Mann, dessen stechende Augen in dem leidenschaftlich erregten Gesicht wild funkelten.

Mit großen Sprüngen eilte er eine Zeitlang hinter dem davonjagenden Wagen her. Endlich, da er die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen einsah, und die Entfernung zwischen ihm und der Kutsche immer größer wurde, blieb er mit keuchendem Athem stehen.

„Du entgehst mir doch nicht," stieß er ingrimmig hervor und streckte drohend die Faust aus. „Ich werde Dich aufspüren, wo Du auch sein mögest."

Mit einer erneuten Drohung schritt er vorwärts und verschwand in einer Seitenstraße.

2.

Der September neigte sich seinem Ende zu, auf den dichten Wäldern der Gironde ruhte das Roth der untergehenden Sonne, als auf eine Lichtung ein Mann trat, der, einen Rucksack auf dem Rücken, sich von Zeit zu Zeit auf den Boden herabbückte, hier eine Pflanze untersuchte, dort einen Stein umwandte und in eine Blechkapsel bald einen Käfer, bald eine Motte oder eine Ameise steckte.

Es war Pierre Latreille. Wies auch sein Anzug mannigfaltige Spuren von starker Abnutzung auf, so hatten doch seine Bewegungen eine feste Entschlossenheit angenommen, und die kränkliche Blässe seines Gesichts war einem kräftigen Braun gewichen. Nur die Augen hatten, als er sich jetzt aufrichtete, noch denselben sinnenden Ausdruck wie vordem.

„So," sagte er leise vor sich hin, „für heute wollen wir Feierabend machen. Die Ausbeute war ja für diesen Tag wieder ganz gut, aber die gesuchte Gottesanbeterin habe ich doch immer noch nicht gefunden. Und wo werden wir jetzt," fuhr er mit einem schwermüthigen Lächeln fort, „unser Nachtlager aufschlagen? Aha, nun weiß ich es. Eine halbe Stunde von hier ist ein aufgegebener Steinbruch, dort wird ein passendes Plätzchen vorhanden sein."

Pierre Latreille schob seinen Rucksack auf den Rücken, ergriff den im Grase liegenden Stock und schritt mit großen Schritten quer durch das Unterholz seinem Ziele zu.

Sechs Wochen waren schon vergangen, seitdem er sich aus den Armen seiner Braut und seines Freundes losreißen mußte. Die Flucht nach der Gironde hatte sich leichter bewerkstelligen lassen, als er geglaubt, aber dafür hatten sich die Widrigkeiten, die ein längerer Aufenthalt in den Wäldern mit sich brachte, doch gegen alles Erwarten als recht beträchtliche herausgestellt. Fortwährend den Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne Dach und Fach, nur selten und dann nur flüchtig in den Abendstunden die Dorfschaften besuchend, um die nothwendigen Nahrungsmittel einzukaufen, irrte er wie ein Zigeuner umher. Und trotzdem war es zweifelhaft, ob die Sicherheit, die ihm die Wälder gewährten, überhaupt noch lange andauern würde. Wohl war er selbst noch auf keine Häscherbande gestoßen, allein auch die Dörfler, mit denen er in Berührung kam, sahen ihn von Tag zu Tag mißtrauischer an. Und dann — konnten nicht von Bordeaux aus alle Tage Streifkorps ausgesendet werden, um die Wälder zu durchsuchen?

Unter diesen Gedanken stieg der junge Naturforscher den steilen Abhang hinab, der in die Tiefe des Steinbruchs führte. Drunten auf dem Grunde desselben lag ein altes Weib neben einem mit Reisig gefüllten Korbe auf dem Boden ausgestreckt. Sie schien besinnungslos.

Der Naturforscher kniete neben der Alten nieder und flößte ihr einen Schluck Wein aus seiner Flasche ein.

In gierigen Zügen schluckte die Daliegende das belebende Naß hinunter und schlug langsam die Augen auf.

„Frau," fragte Pierre Latreille, „Frau, was fehlt Euch?"

Die Alte sah erst eine Zeitlang überlegend auf den Sprecher, dann zeigte sie mit dem Finger auf ihre Füße.

„Ah," murmelte der junge Gelehrte, „jetzt können mir vielleicht meine medizinischen Kenntnisse nützen. Richtig, Mutter, Ihr habt den rechten Fuß gebrochen. Und wie ist Euch der Unfall zugestoßen?"

Die Verunglückte zeigte nach dem Rande des Steinbruchs.

„So, Ihr seid herabgefallen? Wohl als Ihr Reisig suchtet?"

Die Alte nickte.

„Wie heißt Ihr?"

„Cécile Bertrand."

„Und woher seid Ihr?"

„Aus Clarry."

„Das ist eine gute Stunde von hier entfernt," versetzte Pierre Latreille mitleidig. „Es wird nicht anders angehen, als daß Ihr noch diese Nacht hier verweilt. Ich würde mich in der Dunkelheit verirren, wenn ich Euer Dorf jetzt gleich aufsuchen wollte. Ich werde Euch deshalb, so gut es geht, ein Lager zurechtmachen und bei Euch bleiben. Morgen früh hole ich Euch dann Beistand."

Ein dankbarer Blick fiel auf den jungen Mann, der sogleich seinen Rucksack unter den Kopf der Alten schob und seinen Mantel über sie breitete. Nach kurzer Zeit war die Alte eingeschlafen. Auch Pierre Latreille suchte, so gut es ging, auf der bloßen Erde ein wenig Schlummer zu finden.

Als am anderen Morgen die Sonne aufgegangen war, machte er sich eiligst auf den Weg nach dem Heimathsdorfe der Verunglückten. Dort war man nicht wenig über das Ausbleiben Mutter Bertrand's beunruhigt gewesen, sofort brach eine Anzahl Männer auf, und noch ehe die Sonne im Mittag stand, lag Mutter Bertrand wohl verbunden in ihrer Hütte.

„Nun, Mutter Bertrand," sagte Pierre, „jetzt seid Ihr versorgt, und ich will weiter ziehen."

Ein jäher Schrecken überflog bei diesen Worten das Gesicht der Angeredeten. „Herr," flehte sie und suchte seine Hand zu ergreifen, „Herr, verlaßt mich nicht. Wo soll ich einen Arzt herbekommen? Geht Ihr jetzt, so werde ich zum elenden Krüppel, für den es das Beste ist, daß er selbst Hand an sich legt."

„Gut, Mutter Bertrand," sagte der junge Mann mitleidig, „so lange ich Euch nöthig bin, will ich Eure Pflege übernehmen."

Dies that er, trotz der Gefahr, die ein längerer Aufenthalt im Dorfe für ihn haben konnte, auch gewissenhaft, und die Alte genas schnell.

Drei Wochen waren verstrichen. Vor ihrem Hüttchen saß Mutter Bertrand, neben ihr Pierre Latreille.

„Ich werde," begann er, „heute den letzten Abend bei Euch verbringen, Mutter! Eure Verletzungen sind so weit geheilt, daß keine Gefahr mehr zu befürchten ist."

„Nun, Herr, dann nehmt meinen innigsten Dank für das, was Ihr an mir armen, alten Frau gethan habt. Möge es Euch immerdar gut gehen im Leben. Aber erlaubt mir noch eine Frage. Was habt Ihr den ganzen Tag über in den Wäldern und auf den Wiesen zu thun? Den Nachbarn ist es auch schon aufgefallen. Ich hätte diese Frage schon früher an Euch gestellt, wenn ich nicht befürchtet hätte, ich vertriebe Euch damit."

Ueber das Gesicht des jungen Mannes flog ein leichtes Lächeln. „O, Mutter Bertrand," entgegnete er, „die Sache ist nicht so schlimm als sie aussieht. Ich suche Käfer, Asseln, Hüpfer und Larven, kurz allerlei seltene Insekten. Der Blechkasten in meinem Rucksack enthält eine ganze Auswahl davon."

„Ein sonderbares Vergnügen, Herr. Und habt Ihr bei uns die gehoffte Ausbeute gemacht?"

„So ziemlich. Nur eine Heuschreckenart, die Gottesanbeterin, habe ich leider nicht gefunden."

„Die Gottesanbeterin? Ein merkwürdiger Name. Und wie sieht denn das Thier aus?"

Der Naturforscher schlug das Buch auf, das er in der Hand hielt und wies auf eine Abbildung. „Seht her, Mutter, das ist die Gottesanbeterin. Sie hat einen grünen, starken Rücken mit braunem Leib, einen lang ausgestreckten Hals und gelbe Beine, von denen es die beiden vordersten wie flehend zum Himmel emporstreckt. Davon rührt auch sein Name her."

„Ah," fuhr die Alte auf, „die kenne ich."

„Ihr kennt sie? Und wißt Ihr, wo sie anzutreffen ist?"

„Freilich. Gerade dort, wo ich abgestürzt bin, in dem Steinbruch am Brombeergesträuch."

„Wirklich, Mutter Bertrand, täuscht Ihr Euch auch nicht?"

„Keineswegs."

„Nun, dann bleibe ich noch morgen hier und unternehme einen Ausflug nach dem Steinbruch."

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage hatte zu derselben Stunde Mutter Bertrand wieder ihr Lieblingsplätzchen eingenommen. Sie schaute nach ihrem Hausgenossen aus. Gleich am frühen Morgen war er aufgebrochen, nur mit einem Fangnetz ausgerüstet, und seine Rückkehr war jeden Augenblick zu erwarten.

„Richtig," murmelte die Alte, die angestrengt ausgeblickt hatte, indem sich ihr besorgtes Gesicht aufhellte, „dort kommt er ja aus dem Wald heraus."

„Grüß Gott, Mutter Bertrand," rief ihr der Naturforscher schon von Weitem entgegen. „Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet. Ich habe zwar nur ein Exemplar erwischt, das ist aber auch dafür ein wahres Prachtstück."

„Das freut mich aufrichtig, Herr," erwiederte die Begrüßte. „Um so weher thut es mir aber, Euch eine unangenehme Nachricht geben zu müssen."

„Nun?" fragte der Naturforscher gespannt.

„Ihr waret heut' Morgen kaum fortgegangen, als eine Patrouille erschien, deren Anführer sich nach Euch erkundigte. Die Soldaten drangen in meine Hütte, und ich mußte mit meinen eigenen Augen ansehen, wie sie Eure Sachen durchwühlten. Endlich zogen sie ab und verboten mir auf's Strengste, Euch ihre Anwesenheit mitzutheilen. — Herr, sagt, was führen sie gegen Euch im Schilde?"

Pierre Latreille hatte mit klopfendem Herzen zugehört. „Mutter Bertrand", stieß er hervor, „ich muß auf's Schnellste in die Wälder zurückkehren. Ich habe keine Minute mehr zu verlieren. Nur noch meinen Rucksack will ich holen, dann —"

In diesem Augenblick ertönte hinter dem Häuschen ein wüstes Geschrei, und zu gleicher Zeit stürzte eine Schaar mit Flinten und Hellebarden bewaffneter Männer hervor.

An ihrer Spitze befand sich George Darrière. „Holla," rief er, „hier geblieben! Im Namen des Revolutionsausschusses von Bordeaux verhafte ich Dich, Bürger Latreille. Du bist vom Wohlfahrtsausschusse zu Paris zum Tode verurtheilt."

3.

In einer Zelle des Gefängnisses zu Bordeaux saß Pierre Latreille. Auf dem gebrechlichen Holztisch brannte ein Talglicht. Der Naturforscher hatte eben die Feder aus der Hand gelegt und übersah noch einmal den Inhalt eines Briefes, den er in der Hand hielt.

„Ewig geliebte Gabriele, werthe Madame Calonne, theurer Freund!" las er halblaut vor sich hin. „Bevor ich den Weg zum Tode antrete, will ich die kurze Spanne Zeit, die mir gelassen ist, ausnutzen, um mit euch Lieben zum letzten Male zu plaudern. Meine Verhaftung habe ich euch schon vor acht Tagen mitgetheilt, und fast hätte ich dieser Botschaft nichts mehr hinzuzufügen. Ich hatte von Tag zu Tag gehofft, daß ich wenigstens einem Verhör unterworfen werden würde, um mich vertheidigen zu können, aber diese Hoffnung war eine leere. Man hat einfach das Urtheil des Wohlfahrtsausschusses bestätigt und damit mein Geschick

entschieden. Ich habe den Präsidenten des Gerichtshofes, der mein Todesurtheil ausgefertigt hat, nicht einmal gesehen, geschweige denn gesprochen. Trotz meiner völligen Schuldlosigkeit werde ich aber mit Ergebung dem Tod in's Auge sehen und mich mit dem Gedanken trösten, daß vor mir so viele Männer, die zu den Besten des Vaterlandes gehörten, unerschrocken denselben Weg geschritten sind.

Nur zwei Gedanken sind es, die mich mit tiefem Schmerze erfüllen. Du, Gabriele, schwebst vor meinen umflorten Augen! Ich sehe Deinen Jammer und höre Deine Klagen, und fast will mich meine mühsam errungene Fassung verlassen. Nun, wenn es noch eine Vergeltung gibt, dann muß das Unrecht, das mir widerfährt, auf Dich den Segen des Himmels in desto reicherem Maße herabführen. Und wenn dies geschieht, dann werde ich den Tod freudig und willig erleiden.

Und dann meine Wissenschaft! Mein edler Freund François, Dir übergebe ich alle meine Kleinodien, die ich immer mit zärtlichster Sorgfalt gehegt und gepflegt habe. Ich weiß, sie sind bei Dir in guter Obhut. Du wirst dafür sorgen, daß sie in Anderer Hände die Früchte bringen, die ich von ihnen erhoffte. —

Und nun zum Schluß ein letztes Lebewohl! Wenn mein letztes Stündlein gekommen sein wird, dann werden mir noch zwei Tröster zur Seite stehen: meine Liebe und meine Wissenschaft. Pierre."

„So," sagte er leise und faltete das Schreiben zusammen, „auch dieses schwere Werk wäre gethan."

Auf dem Flur vor der Zelle ließen sich Schritte hören. Der Schlüssel kreischte im Schloß, und herein trat der Gefängnißwärter.

„Bürger Latreille," sagte er, „ich komme im Auftrage des Bürger Präsidenten, um Dich nach dem Wunsche zu fragen, den Du Dir als letzte Gnade ausbittest. Denn morgen wirst Du hingerichtet."

„Ich begehre weiter nichts als eine Flasche Wein. Bringe aber zwei Gläser mit, Bürger Gefangenwärter, denn Du sollst mit ein Stündchen Gesellschaft leisten. Du bist ein humaner Mann, der mir meine Haft nicht unnöthig schwer gemacht hat."

„Gedulde Dich nur einige Minuten," versetzte der Schließer geschmeichelt, „dann werde ich mit dem Bescheid zurück sein."

Nach kurzer Zeit erschien er mit dem geforderten Wein.

„Du hast Dich recht beeilt, Bürger," sagte Latreille, indem er die Gläser füllte.

„Nicht allzusehr," erwiederte der Angeredete und ließ sich auf dem Stuhle nieder. „Der Bürger Präsident wohnt im Strafgefängniß."

„So," antwortete der Naturforscher, „dann wundert es mich desto mehr, daß er trotz meiner dringenden Bitten mir kein Gehör gewährt hat."

„Der Bürger Präsident hat wenig Zeit übrig."

„Ist er derartig mit Amtsgeschäften überladen?"

„Das nicht, die besorgt größtentheils der Sekretär. Aber er ist zumeist draußen in Feld und Wald, wo er Käfer und Schmetterlinge fängt. Das ist seine einzige Freude."

„Verstehe ich Dich recht — der Präsident ist Insektensammler!"

„So nennt man's wohl. Nur für seine Käferkästen hat er Sinn. Er hat eine Menge ähnlicher Thiere wie Du in Deinem Rucksack."

„Wahrhaftig, Bürger Gefangenwärter," sagte Pierre lebhaft, „Du nimmst mir einen Stein vom Herzen. Mich hat immer der Gedanke gequält, was aus einem Stück meiner Sammlung werden wird, das aufzufinden mir die größte Mühe verursacht hat. Wenn ich auch dem Bürger Präsidenten Aufmerksamkeiten zu erweisen durchaus keine Veranlassung habe, so glaube ich doch meiner Wissenschaft einen Dienst zu erzeigen, wenn ich für die Erhaltung meiner Seltenheit sorge."

Bei diesen Worten hatte Pierre Latreille die „Gottesanbeterin" aus der Blechbüchse genommen und sie mit einer Nadel auf den Pfropfen der Weinflasche gesteckt.

„Hier nimm diese Fangheuschrecke," fuhr er fort, „und bringe sie dem Präsidenten. Er wird es sicherlich an einer guten Belohnung nicht fehlen lassen."

Der Schließer hatte sich erhoben und betrachtete neugierig das merkwürdige Insekt, das er in der Hand hielt. „Nun," sagte er, „wenn ich Dir damit einen Gefallen thun kann, gern." Und mit einem behaglichen Lächeln entfernte er sich.

— — — — — — — — — — —

Zu Pierre Latreille's maßlosem Erstaunen trat kaum zehn Minuten später ein kleines, gebücktes Männchen mit zerzaustem, grauem Haar in seine Zelle.

„Entschuldigen Sie," sagte er, „wenn ich Sie störe. Ich bin der Präsident Noir. Sie sind der Bürger Latreille?"

„Ganz recht, Bürger Präsident," erwiederte der Naturforscher und schob dem Präsidenten einen Stuhl hin.

„Sie haben mir durch den Schließer ein Insekt zukommen lassen, nach dessen Besitz ich bisher vergebens getrachtet habe. Womit habe ich diese Gefälligkeit verdient?"

„Mich bewogen nicht persönliche Rücksichten dazu, sondern nur das Interesse für die Wissenschaft. Ich bin Naturforscher, Bürger Präsident. Diese kleine Sammlung, welche ich hier zusammengebracht habe, wird bald ohne einen Eigenthümer sein. Deshalb glaubte ich am zweckmäßigsten zu handeln, wenn ich das kostbarste Stück dadurch vor der Zerstörung rettete, daß ich es Ihnen, dessen Vorliebe ich eben zufällig erfahren habe, zuschickte."

„Ich danke Ihnen, Sie haben mir eine große Freude gemacht!" sagte der Präsident. „Doch wie kommt es, daß ein Mann der Wissenschaft, wie Sie, in eine solche Lage gerathen ist? Sie sind wegen Feindseligkeit gegen die Republik verurtheilt."

„Aber unschuldig verurtheilt, ohne Recht und Gesetz. Ich habe wiederholt den Antrag gestellt, einem Verhör unterzogen zu werden, aber man hat meine Forderung nicht erfüllt."

„Ei, ei! Sollte mein Sekretär mir Ihre Anträge verheimlicht haben? Soviel ich weiß, sind Sie angeklagt, gegen die Republik zu konspiriren, so lauten wenigstens die Angaben, die Ihr Denunziant, der Chemiker Darrière, gegen Sie gemacht hat. Sind Sie mit ihm verfeindet?"

„Er hat sich mit mir um meine Braut beworben und ist wegen der Abweisung von Haß gegen mich entbrannt."

„Und Sie haben Zeugen für Ihre Behauptungen?"

„Allerdings, meinen Freund und Lehrer Moreau."

„Moreau?" stieß der Präsident aufhorchend hervor. „Moreau, den Verfasser des ausgezeichnetsten Werkes über die Insektenkunde?"

„Jawohl, ich erblicke in ihm meinen zweiten Vater."

„O, dann verdient Ihre Sache allerdings eine nochmalige eingehende Untersuchung. Auf die Wahrheit der Aussagen dieses Mannes würde ich selbst einen Eid ablegen. Muth, mein junger Freund! Ich werde sofort die Vollziehung Ihrer Hinrichtung aufschieben und noch heute mich mit einer Darlegung der Verhältnisse an den Wohlfahrtsausschuß in Paris wenden. Was mir an Einfluß zu Gebote steht, werde ich aufbieten, um Sie zu retten. Inzwischen will ich Ihnen gern alle möglichen Freiheiten gestatten."

Drei Wochen waren vergangen, mit schleichender Langsamkeit war Tag auf Tag verstrichen, und zwischen bangem Zweifel und freudiger Zuversicht hin und her schwankend, hatte der junge Gelehrte Stunden verbracht, die ihn die Bitternisse der Ungewißheit bis zur Neige kosten ließen.

Wieder saß er am Tisch und starrte träumend vor sich hin. Da drehte sich der Schlüssel im Schloß und herein trat der Präsident.

„Mein lieber Latreille," sagte er heiter, „ich bringe frohe Botschaft. Der Wohlfahrtsausschuß in Paris hat abermals über Ihre Angelegenheit zu Gericht gesessen, und hat das erste Urtheil vernichtet. Sie sind freigesprochen."

„Freigesprochen?" jauchzte der Naturforscher auf und wollte auf den Präsidenten zustürzen.

„Jawohl," fuhr dieser unentwegt fort. „Und zwar habe ich den Entscheid durch einen ganz besonderen Ueberbringer soeben erst erfahren, der mit Eilpost hierher gereist ist."

„Das wäre?"

Der Präsident öffnete die Thür und sagte mit herzlicher Wärme: „Dort steht er."

„Gabriele!" rief Latreille stürmisch.

„Pierre, mein Pierre!"

Die Liebenden hielten sich innig umfangen.

„Meine Herrschaften," sagte der Präsident nach einer Pause, als die ersten Aeußerungen des Wiedersehens verklungen waren, „darf ich Sie in meine Wohnung einladen? Sie, Herr Latreille, erwartet dort Ihr Freund, François Moreau."

Am nächsten Tage schon machte sich das überglückliche Brautpaar mit Moreau auf den Heimweg nach Paris und ein Jahr später schlossen die Wiedervereinten den Ehebund für's Leben.

Pierre André Latreille wurde einer der bedeutendsten Naturforscher Frankreichs, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und starb am 6. Februar 1833.

Mannigfaltiges.

Ein Duellgegner. — Der Mathematiker Professor Vinc in Cambridge behauptete in einer Gesellschaft, daß eine vernünftige Veranlassung zum Zweikampf nicht denkbar sei.

„Oho," rief ein Offizier, „was würden Sie thun, wenn ich Ihnen in's Gesicht sagte: ‚Herr, Sie sind ein Schurke!'"

„Ich würde sagen: ‚Beweisen Sie es, mein Herr!'" entgegnete der Mathematiker. „Und Sie würden es entweder beweisen oder nicht beweisen können. Im ersteren Falle müßte ich die Beschimpfung als berechtigt einstecken, und das wäre Ihre Genugthuung; könnten Sie es aber nicht beweisen, so bliebe der Schurke auf Ihnen haften, und das wäre meine Genugthuung!" [E. K.]

Die Lebenszähigkeit der Pflanzen. — Die Temperaturgrenzen, innerhalb deren pflanzliches Leben existiren kann, sind viel weiter, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Wenn wir mit dem Eintritt des Frostes anscheinend die letzten Reste von Blatt und Blüthe dahinschwinden sehen, so berührt es uns eigenthümlich, bei genauerem Durchforschen der heimischen Flur einzelne Pflänzchen, wie das Hirtentäschel, die Vogelmiere und das Rispengras, selbst in den härtesten Wintermonaten inmitten des Schnees noch blühend und fruchttragend zu treffen. Die große Eigenwärme keimender Samen genügt, Schneeschichten und sogar Eisplatten zu durchbohren, und den ersten Würzelchen einen Weg in das darunter befindliche Erdreich zu bahnen. So hat man Buchenkeime feste Eisschichten durchbrechen sehen, und Samen von Ahorn und Weizen, die durch Zufall mit Eisblöcken in einen Eiskeller gelangt waren, keimten hier bei 0°, schmolzen das umgebende Eis und senkten ihre Würzelchen in die durch die Schmelzung gebildeten Hohlräume.

Sogar Blüthen entfalten sich auf und mitten im Eise. Wenn unter der Sommersonne der Firnschnee der Alpen zu schmilzen beginnt, so erweckt das herabrieselnde Wasser, obwohl die Temperatur von 0° nicht übersteigend, die unter dem Gletschereis liegenden Keime und Knospen zu neuem Leben. Die Wärme der wachsenden Stengel und Knospen, das Resultat der Athmung der Pflanze, schmilzt das Eis des Firnfeldes und bohrt der Blüthe einen Gang durch dieses, bis sie die Oberfläche erreicht und ihre Theile entfaltet.

Zu den thatkräftigen Pflänzchen, welche sich dieser Arbeit unterziehen, gehört die von Professor Kerner beobachtete Soldanelle. Nicht immer erreicht sie die Oberfläche des Firneises, oft bleibt sie in ihm gefangen und geht trotzdem nicht zu Grunde. Sie blüht dann thatsächlich in einer kleinen Höhle innerhalb des Eises und bringt dort nicht nur Blüthenblätter, sondern auch Pollen hervor. Vielleicht reift unter günstigen Umständen sogar die Frucht in der eisigen Gefangenschaft.

Wie in diesen Fällen der Kälte, so zeigen sich unter anderen Verhältnissen andere Pflanzen der Hitze in außerordentlicher Weise angepaßt. Bei der Besteigung des Cerru del Barigou im tropischen Südamerika prüfte A. v. Humboldt vermittelst eines Thermometers, das er in den saftigen und fleischigen Stamm hineinsteckte, die Temperatur der Fackeldistel. Ihr Saft zeigte 38 bis 41°; und Humboldt erklärt diese hohe Wärme für ein Produkt der Wärme des Sandes, in dem die Wurzeln sich ausbreiten, der Lufttemperatur, der Oberflächenbeschaffenheit des den Sonnenstrahlen ausgesetzten Stammes und der Leitungsfähigkeit des Holzes. Von manchen Saftpflanzen werden noch höhere Temperaturen mitgetheilt. Kerner hat in Kakteen des mexikanischen Hochlandes, die, auf nacktem Fels wachsend, dem Boden in der trockenen Jahreszeit keinerlei Feuchtigkeit entziehen können, Temperaturen von 50 bis 60° gemessen. Ein anderer Forscher hat bei Arten von Sempervivum, Verwandten unseres Hauslauchs, 49 bis 51° C. gefunden, während das Thermometer im Schatten 31° zeigte. Die Temperatur, die diesen Saftpflanzen den Tod bringt, liegt also bei vielen von ihnen noch höher als 50°.

Einzelne können wiederum ausgezeichnet hohe Kältegrade ertragen: die in den Alpen vorkommenden müssen offenbar gegen die Kälte sehr unempfindlich sein, und von der missourischen Opuntie gibt es in Nordamerika eine Form, die Temperaturen von 50° C. Kälte noch Widerstand leisten soll.

Wenn wir in das Gebiet der niederen Pflanzen, der Moose, Flechten, Algen, und der mikroskopisch kleinen Gewächse hinabsteigen, stoßen wir auf Beispiele von noch weiter gesteigerter Unempfindlichkeit gegen Sonnengluth und Winterfrost. Manche Pflanzen aus der Klasse der Kryptogamen lassen sich noch nach Monate langer Austrocknung im Herbarium wieder beleben.

Mexikanische Farne, die mehrere Monate, etliche sogar, die zwei Jahre und drei Monate getrocknet gelegen hatten, lebten bei der Anfeuchtung mit Wasser auf, und entwickelten, in feuchten Sand gepflanzt und sorgsam beschattet unter einer Glasglocke gehalten, neue Blätter und Wurzeln. Eine Selaginella, ein bärlappähnliches Gewächs, ist unter dem Namen der „Auferstehungspflanze" bekannt; sie lebte sogar wieder auf, nachdem sie mehr als elf Jahre trocken in einem Kruge gelegen hatte. Damit vermögen denn unsere Moose, Baum- und Steinflechten, obwohl sie nach Monate langer regenloser Dürre im Sommer beim ersten Regenschauer sich wieder beleben, doch nicht zu wetteifern. [W. Berdrow.]

Humoristisches.

Mißglückter Wink.

Frau: Lieber Mann, der Arzt meint, ich müsse mich zerstreuen, andere Gesichter um mich sehen

Mann: Nun, dann werde ich Deinem Dienstpersonal kündigen und anderes miethen.

Genug gestraft.

He, Du Sappermentskerl, erwisch' ich Dich endlich beim Zwetschenstehlen auf meinem Baum d'roben — na wart', Dich prügel' ich jetzt einmal nach Herzenslust!

-- Ich bitt' Sie, seien S' gnädig, ich hab' so schon Bauchweh!

Die Rachel als Blumenmädchen. — Als die berühmte französische Schauspielerin Rachel beinahe noch ein Kind war, bat sie den Schauspieler an der Comédie française, Provorst, ihr Talent zu prüfen. Dieser sah das schwächliche, unbedeutende Kind flüchtig an und sagte dann: „Geh' und verkaufe Blumensträuße!" — Jahre vergingen, und die Rachel wurde selbst Mitglied der Comédie française. Eines Abends hatte sie unter großem Beifall die Hermione gegeben, am Schlusse war ein Blumenregen auf die Bühne gefallen. Sie füllte ihre griechische Tunika damit, kniete vor Provorst nieder und sagte schelmisch lächelnd: „Ich bin Ihrem Rathe gefolgt und Blumenmädchen geworden; wollen Sie mir einen Strauß abkaufen?" [D.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Bambusrohr-Räthsels in Nr. 23:

Stellt man die Lettern der Bambusrohre nach der Anzahl der Knoten eines jeden Rohres (1—9) in arithmetischer Ordnung zusammen, so erhält man das Wort: Bastonade.

Kapsel-Räthsel.

Entfernt von jeder Herzenskühle
Nennt es die Steig'rung der Gefühle,
Die oft erreicht den höchsten Grad
Bei Mondenschein auf Waldespfad.

Doch wird die Wärme ihm entzogen,
Ist alle Poesie verflogen:
Zurück bleibt, was, wenn es erklingt,
Für Ohr und Herz Entsetzen bringt.

[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösungen von Nr. 23:

des Silben-Räthsels:

BER	LIN
DE	GEN

der Charade: Arrest.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.